

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 8

Artikel: Das Tal Josaphat
Autor: D'Ors, Eugenio
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nach Dresden gewandt. Die 2 N'Louisdors seien Herder zur Beförderung übergeben. —

Zweifellos handelt es sich also hier um einen bisher nicht bekannten Brief Lavaters an Goethe. Die unvollständige Jahresangabe ist als 1780 zu ergänzen, wodurch sich das Schreiben zwischen die beiden vom 12. Januar 1780 und vom 10. März 1780 in der Funckschen Gesamtausgabe des Goethe-Lavater-Briefwechsels schiebt. Da Funck einen Brief vom 26. Februar als verloren angibt, und ebenso einen kurz vorherliegenden, auf den der erste Teil von Goethes Antwort vom 6. März geht, muß der Fund die Abschrift eben dieses bisher vermißten Stückes sein.

Das Tal Josaphat

Von Eugenio d'Ors

Autorisierte Uebersetzung von Fritz Ernst

Unter diesem Titel gab vorlängst Eugenio d'Ors ein Bändchen von über 200 Aphorismen heraus, aus welchen wir hier eine kleine Auswahl frei und zuweilen leicht gekürzt zusammenstellen. Dieselbe betrifft ausschließlich Personen, die der Leser kennt oder kennen lernen möchte.

Es war um die mittägliche Stunde, da ich ins Tal eintrat und mich alsbald umringt sah von berühmten Schatten, deren jeder mich um die Gnade eines gerechten Spruches bat. Ich sprach den Spruch, sowohl um der Schatten als um meinetwillen.

DAS DENKENDE SCHILFROHR

Unkörperlich ungreifbare Erscheinungen drängten sich heran. Eine Stimme sprach also: «Der Mensch ist nichts weiter als ein Schilfrohr, das schwächste der Natur; aber ein Schilfrohr, das denkt. Es braucht keines Universums, um ihn zu zerschmettern. Ein bißchen Dunst, ein Wassertropfen genügen, ihn zu töten. Aber auch wenn das Universum ihn zerschmetterte, ist der Mensch noch immer erhaben über dasselbe: er weiß sich stärker als das, was ihn umbringt — das Universum aber weiß nichts von seinem Vorteil über ihn. All unsere Würde liegt also im Denken. Das Denken erhebt uns, nicht der Raum und nicht die Dauer, die wir zu erfüllen nicht vermögen. Bemühen wir uns also, recht zu denken: das ist der Anfang der Moral.»

Der Mensch, der so vom Menschen sprach, nannte sich Pascal. Zum zweitenmal in der Kulturgeschichte — das erstemal durch Sokrates — behauptete sich in diesen Worten die Ethik der Intelligenz. In ihr leben, sind und bleiben wir.

LIONARDO

Man kann zugleich groß und gescheitert sein. Die Gestalt Lionardos ist dessen ein glorreiches Zeugnis. Wir könnten in ihm einen Übermenschen sehen wollen, erwiese er sich nicht als mißlungener Versuch zum Engel. Das Allzureine bleibt auf ewig der Unreinheit verdächtig. Selber erbittert kämpfend, trauen wir nur dem erbittert kämpfenden Genie. Die finstere Augenbraue Michelangelos überzeugt, ja beruhigt mehr als der klare Blick Lionardos . . . Treffen wir aber auf unserm Weg je einen klaren Blick, so wollen wir, daß er aus der Unschuld stamme. Heiterkeit im Bund mit Wissen beruhigt uns nur. «Er kennt das Böse — denken wir unwillkürlich — und kümmert sich nicht um das Böse. Im Feuer seiner Seele verbrennt jegliches Übel. So hebt sein Blick auch unser Bild und unsern Stolz auf.» Dieser einzige Gedanke genügt zur Ertötung aller Sympathie . . . In dieser kalten Atmosphäre lebt der Ruhm Lionardos.

LA ROCHEFOUCAULD

La Rochefoucauld ist herrlich; er besitzt das Geheimnis, in seinem Stil die Vorzüge der apodiktischen Sentenz mit dem Entzücken freier Konversation zu paaren. Er ist der verehrungswürdigste und zugleich der frivolste der Autoren. Die eine Hand reicht er Orpheus, die andere Addison. Zwischen beiden Extremen liegt die Kultur. Und aus aller Kultur zieht La Rochefoucauld einen raffinierten Extrakt, die Bitterkeit. Man kann seine Worte in Erz und in einen Fächer eingraben. Worte, die ebenso von einem der sieben Weisen Griechenlands, wie von den tausend Chronisten der Seine stammen könnten. Worte urtümlich wie einer Sphinx und geflügelt wie eines Schmetterlings. Madrigale der Ewigkeit. Welch Gesetzgeber des Minutiösen, welch Beichtiger der Welt bist du, Duc de La Rochefoucauld!

MACHIAVELL

Man versteht Machiavell und seine Tragik nicht, wenn man nicht jenen Teil seines Werks kennt, aus welchem, im Widerspruch mit

dem andern, bewußte Würde, und mehr noch Gesittung spricht. In der Zeit seiner Ungnade und Verbannung lebte Machiavell, wie man weiß, auf seinem kleinen Gute San Casciano. Hier, in winterlicher Muße, schweifte er durch das Holz, sich unter die Köhler mischend, in Sprache und Gewand einer der ihren, um bei einbrechender Dunkelheit sich in sein Bibliothekzimmer einzuschließen, zur Versenkung in seine geliebtesten Dichter und Historiker. Ehe er aber in dies «Heiligtum der großen Alten» eintrat, wie er es selber nannte, legte er die schmutzbedeckten Bauernkleider ab, um Hoftracht anzuziehen. . . . In diesem Zug hast du den Mann. In dieser Doppelheit ohne Synthese, in dieser gegensätzlichen Zweiheit. Reinlich von Kleidung. Reinlich, sehen wir nun klar, bis zum Aberwillen vor dem eigenen Leib. Der Zyniker vereinte sich nicht nur durch Lektüre mit den großen Schatten der Vorzeit, sondern in persönlicher Erinnerung auch mit dem großen Schatten Savonarolas.

LA FONTAINE

Damit ein Franzose ganz tragisch sei, muß er halb Grieche werden wie Racine, oder halb Spanier wie Corneille. Damit ein Franzose ganz komisch sei, muß er halb Italiener werden wie Molière, oder halb Germane wie Rabelais. Damit ein Franzose aber entzückend maßvoll und liebenswürdig lehrreich sei, hat er bei niemandem etwas zu entlehnen. La Fontaine ist der reinste Typus seines Volks.

DEFOE

Gewisse Autoren berühmter Werke interessieren uns an sich gar nicht, z. B. De Foe. «Robinson» ist das universalste der Bücher, De Foe der wenigst universale der Schriftsteller. Wer interessiert sich für ihn? Wir könnten vielleicht nach dem letzten Arbeiter einer anonymen Kathedrale fragen; wir könnten vielleicht bedauern, seinen Namen nicht zu wissen. Von Robinsons Vater kennen wir den Namen, und das genügt uns. Wir haben gelesen, daß er außer diesem Roman noch mehrere Politica verfaßte. Aber nicht der leiseste Wunsch bewegt uns, sie kennenzulernen. Stellen wir uns vor, daß man künftig ein unveröffentlichtes Werk De Foes entdeckte — wir würden mit der Schulter zucken. . . . Es ist, alles in allem, wie wenn eine historische Persönlichkeit namens Robinson gelebt hätte. Ver-

fasser einer vagen von niemandem gelesenen Erzählung mit dem Titel «Daniel de Defoe».

JOHANNES DER TÄUFER

Die Prophetie Johannes des Täufers mahnt uns, daß wir uns reinigen sollen, die wir am Vorabend des Tages der Erfüllung stehen. Johannes der Täufer ist der Prophet der Hoffnung, nicht der passiven, sondern der aktiven Hoffnung, beginnt er doch mit diesen Worten: «Reiniget euch!» Das heißt, daß wenn wir uns nicht gereinigt haben, für uns kein Tag der Erfüllung ist. Deiner, o Mensch, warten morgen große Dinge. Aber sie werden dir nur zufallen, ja du wirst nur von ihnen wissen, wenn du dich heute reinigst. Nimm den kommenden Tag vorweg! Handle heute, wie wenn sich schon ereignete, was du von morgen hoffst! Empfang die Taufe! Es können alle Wunder eintreten. Das Wort Erlösung ist im Begriff, gesprochen zu werden. Empfang also die Taufe! Das ist die Lehre Johannes des Täufers.

PALLADIO

In letzter Zeit haben einige Edelsteine an Wert geradezu ungeheuerlich zugenommen, z. B. Perlen, z. B. der Smaragd, z. B. Palladio. Palladio ist ein Diamant. Eine Seele, in welcher die Geometrie zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen ist. Je mehr man ihn betrachtet, um so mehr entdeckt man in ihm etwas Engelhaftes. Ein Engel und ein Diamant. Reinsten Äther um etwas Erde. Erhabenheit und Tiefe. Die Tiefe dieses magischen Architekten ist nicht genug bekannt. Aus demselben Grund, aus welchem der alte Tanzmeister Marcel, wie Wanda Landowska zitiert, zu sagen pflegte: «On ne sait pas tout ce qu'il y a dans un menuet.»

FROMENTIN

Nach Sainte-Beuves Meinung gibt es in unserm Leben eine Zeit, in welcher uns besonders La Rochefoucauld gefällt. Dasselbe läßt sich von Fromentin sagen. Welche Vorstellung unabsehbarer Möglichkeiten: eine Frau von dreißig leiht einem Mann von fünfunddreißig «Dominique». Ich suche nach einem Wort, das dieses Buch kenn-

zeichnete, und finde nur das eine: herzbrechend. Herzbrechend nicht durch seine Geschichte, sondern herzbrechend, wie Musik es manchmal ist. Ich denke in diesem Augenblick an den langsamen Satz der Siebenten Die Kunstkritik Fromentins stammt im Grunde aus demselben Urgefühl. Aber auf diesem Gebiet ist Kompetenz so selten, daß die bloße Überraschung, sie einmal anzutreffen, stärker als jede andere Empfindung ist. Ich kenne nur drei große Kunstkritiker: Burckhardt, Baudelaire und Fromentin. «*Tout le reste est littérature.*» Oder Konfektion.

GOETHE

Unmöglich, von Goethe ruhig zu sprechen. Etwas, das gleich schwer zu bekennen wie unmöglich zu verkennen ist, verhindert es: der Neid. Der schlimmste Neid, weil er sich nicht auf Äußeres, sondern auf das Innerste bezieht. Gewöhnlich beneidet man große Gestalten um irgendein Talent. Man beneidet sie um irgendeine eminente Fähigkeit, um die damit erworbene Beute, ohne deswegen zu wünschen, ein anderer zu sein. So beneidete Vergil Homer um seinen Ruhm, so plagten den jungen Themistokles im Traum die Siege des Miltiades . . . Aber die Leidenschaft, die Goethe uns einhaucht, greift tiefer, verleitet zu der Blasphemie, auf das eigene Ich zu verzichten. Wir möchten sprechen wie Demosthenes, schreiben wie Boccaccio, malen wie Lionardo, wissen was Leibniz wußte, ein Reich besitzen wie Napoleon oder einen Garten wie Ruelbeck . . . Aber Goethe möchten wir *s e i n*. Alle olympischen Seelen sehen in diesem Olympier das Bild ihrer selbst, gesteigert zur höchsten Höhe der Macht, des Ruhmes und der Heiterkeit.

NAPOLEON

Goethe ist das Maß dessen, was wir gerechterweise erstreben sollen. Darüber hinaus ist ein Gelingen nicht mehr denkbar. Aus der menschlichen Natur in die himmlische eingehen wollen wie Lionardo, bedeutet, sich zu einem fruchtlosen Versuch verdammen. Dasselbe läßt sich sagen im Fall Napoleon, diesem Versuch, aus der menschlichen in die kosmische Natur überzugehen. Napoleon bekannte auf Sankt Helena: «Nie besiegten mich die Menschen, mich besiegten die Elemente, im Süden das Meer, in Rußland die Kälte.»

Die Elemente! diese seine würdigen Rivalen aus gleichem Stoff wie er. Mehr als eine geschichtliche erscheint uns Napoleon als kosmische Größe. Darum ist es so schwer, ihn zu werten. Ist ein Sturm gut oder schlecht, klassisch oder romantisch? Ein Sturm i s t. Ebenso Napoleon.

CERVANTES

Der erste unvermeidliche Eindruck, der von Cervantes ausgeht, ist der eines Schriftstellers, der Zeit hat. Er ist von einer Fülle und zugleich von so langsamer Gangart, daß ein moderner Leser darob ratlos, ja unruhig wird. Als Knabe, da ich außer Cervantes keinen andern Klassiker kannte, stellte ich mir alle Klassiker üppig und gemächlich vor. Ich bemerkte meinen Irrtum bald genug. Bedenken wir auch, daß die geruhsame Majestät eines Epos in fürstlichen, von Gesetzes wegen gemessen schreitenden Oktaven etwas ganz anderes bedeutet als das Lento der Prosa, die freilich auch über einen Rhythmus, aber einen selbstgewollten, Herrin ist. Den Vers muß man anspornen, um mit ihm etwas Sachliches zu sagen, umgekehrt die Prosa zügeln, wenn sie außer dem Sachlichen noch etwas anderes sagen soll. Wenn also Cervantes seine Sprache derart verlangsamte, so kommt das daher, daß die Verlangsamung ihm gefällt, ihm heimliches Vergnügen gewährt. Das Spanisch auf seinen Lippen bereitet ihm, wenn ich so sagen darf, faulenzzerische Lust. Man darf sich aber fragen, ob diese Lust immer vom Leser geteilt werde? Geht wirklich bei der künstlerischen Kommunion zwischen Dichter und Leser das Verlangen des einen in dem des andern auf? Hier liegt ein ästhetisches Problem verborgen, über welches man, wie im Grunde über jedes ästhetische Problem, Daphnis und Chloe fragen sollte.

Auf diese ästhetische Befragung antwortet Chloe, daß nichts mehr entzündet, als verhaltene, und nichts kühler läßt, als verschwendete Glut. Ist nun des Cervantes Lento verhaltene oder verschwendete Glut? Erinnern wir uns abermals, daß man die gute Prosa zügeln muß, wenn sie die Dinge nicht gleich sagen soll. Und des Cervantes Prosa — sie verrät es in ihrem wundervollen Sprung — ist reinstes Vollblut. Indem wir sie unaufhörlich ihre Künste vollbringen sehen, wird uns ihr Paradeschritt schließlich zum Bedürfnis. In dieser pom-
pösen Gangart wittert der Geist eine ständige Gefahr. Das Pferd

kann sich bäumen und . . . Und eben dies ist das unsägliche Vergnügen.

DIE FRÖHLICHKEIT SHAKESPEARES

Die Fröhlichkeit Shakespeares ist die Freude, zu schaffen . . . Was will das bedeuten, ob das Geschaffene melancholisch oder tragisch sei? Der Schöpfer freut sich, singt. Sein Gesang steckt uns an, und wir singen mit. Kein Künstler hatte diese Gabe wie Shakespeare. Auch Homer ist fröhlich. Aber Homers Fröhlichkeit wurzelt im Geheimnis seiner Worterfindung, vor allem seiner mythologisch substantivierten Adjektive. Daher hält die homerische Fröhlichkeit die Probe der Übersetzung nicht aus, wohl aber diejenige Shakespeares. Und dazu die Probe der Bearbeitung. Ja sogar die Probe einer Aufführung durch spanische oder italienische Schauspieler, was sicher eine Probe ist! Ein Shakespeare-Stück, aufgeführt von der elendesten Truppe und mit der erbärmlichsten Szenerie ist immer noch schön, weil fröhlich.

DIE KLARHEIT BEETHOVENS

Die Klarheit Beethovens ist so groß, daß sie in ihren besten Augenblicken seiner Kunst die Vorrechte der Vulgarität, ja sogar der billigen Vulgarität verleiht. Beethoven ist der einzige reine Künstler von völlig ehrlicher Popularität. Wir kennen zahlreiche Philister, welche von Beethoven begeistert und — was bemerkenswerter ist — aus denselben Gründen begeistert sind, wie kultivierte Hörer. Der Fall Raffaels ist nicht völlig gleich. Auch Raffael gefällt einem sehr unterschiedlichen Publikum. Ihn genießt, wer in der Kunst den Rhythmus, eine Regel, das Gefühl, eine Anekdote, ein geheimes Elixier sucht. Aber er gefällt den verschiedenen Betrachtern aus verschiedenen Gründen: seine Madonnen interessieren nicht auf gleiche Weise die Liebhaber ewiger Symbole und die Liebhaber hübscher Frauen. Beethoven aber hat nur e i n Publikum. Man kann darin die Intellektuellen, Neugierigen, Sentimentalen und Erotischen nicht von einander unterscheiden: er wendet sich an das ihnen allen gemeinsam Menschliche. Ein einziges Werk in der Weltgeschichte des Geistes gleicht nach Klarheit und authentischer Popularität Beethoven: die Evangelien.

BAYLE

Es ist nicht gut, daß der Mensch zu scharfsinnig sei. Bayle war es allzusehr. Wie veraltet, wie hinfällig erscheint uns der ganze kritische Apparat des «Dictionnaire». Was heute von diesem reichlich antireligiösen Werk noch am meisten lebt, ist seine Art Religion. Der Skeptiker Bayle war zugleich ein Manichäer. Er glaubte an das Gute, an das Schlechte, und an den Kampf des Guten und des Schlechten. Ein Vorläufer der Aufklärung, war er es in noch höherem Maße in bezug auf den Kulturkampf. (Wie in Spanien später und bescheidener der Padre Feijóo.) Wir könnten das Werk und die Richtung Bayles mit diesen Worten wiedergeben: er kämpfte leidenschaftlich für die Duldsamkeit.

DER HERZOG VON ALBA

Heil dem Herzog von Alba, Heil dem Begründer eines der schönsten Staaten Europas! Jedes Freiheitswerk braucht Hilfe. Wer sollte Wilhelm von Oranien in seinem gewagten Unternehmen helfen? Der unerläßliche Helfer war der Herzog von Alba. Erweisen wir ihm unsern Gruß mit heiligem Respekt. Er ist ein Sohn Gottes mit göttlicher Mission. Gott hat ihn gerufen, damit das Werk sich erfülle. Wen Gott vernichten will, den macht er zuerst blind. Die Blindheit der Völker heißt Herzog von Alba.

WILHELM TELL

In den Augen der romantischen Gewöhnlichkeit wird Wilhelm Tell, so wie Schiller ihn darstellt, immer mit einem Makel behaftet sein. Das Publikum, das ihn auf der Bühne erscheinen sieht, möchte, daß die Revolution sofort ausbricht. Es erscheint dem Zuschauer hart, während fünf Akten auf den Sturz und Tod des Tyrannen warten zu müssen. Nicht alle Welt kann den Heroismus begreifen, der vernünftig handelt.

DÜRER

Betrachte, Seele, Dürer im Herbste 1506, wie er Venedig verläßt. Er ist fünfunddreißigjährig, beinah ein Jahr hat er als Gast der wunderbaren Stadt verbracht. Da lebte er unter Malern, lustigen Ge-

sellen, Lautenspielern. Da erlebte er die Morgenröte des Ruhms unter Gebildeten und Künstlern. Da kopierte er glänzende weibliche Akte, und während einiger Tage tat sich ihm das Geheimnis des goldenen Lichtes auf. An Nürnberg denkend, schreibt er: «Wie werde ich dort frieren nach so viel Sonne!» Dennoch kehrt er zurück in seinen alten Winkel, dorthin, wo er die Mutter, das Weib, den Sohn und die kleine Werkstatt mit dem Werkzeug des Kupferstechers und Holzschneiders gelassen hat. Er kehrt zurück, beginnt von neuem das unscheinbare Leben in unscheinbaren Pflichten, und vollendet liebevoll ein ungeheures Werk. Eines Tages wird unter seiner Hand ein Stich: «Melancholie». Die Leute bemühen zu seiner Erklärung die kompliziertesten Ideologien. Und die Erklärung ist doch so einfach, einfach: den Stichel in der unschlüssigen Rechten, denkt er an seine letzte Reise nach Venedig.

GUTENBERG

Wir hören's aus dem Osten, aus dem Westen, wir hören's bis in unser Haus . . . Sollte vielleicht eine neue Barbarei im Anzug sein? Vergil hat eine große Vision. In seiner Erzählung des Brandes von Troja kommt der Augenblick, wo am roten Himmel, über der Stadt in Flammen, sich die Riesenschatten der Götter abzeichnen. So erscheint heute am Himmel Europas der Schatten der Barbarei.

Gutenberg, kehre wieder! Kehre wieder, Friedlicher, mit der schützenden Kappe und dem vollen Bart, der Reife einer neuen Erfindung mit denselben Folgen der Erneuerung und Befruchtung des Geistes. Wir haben das väterliche Erbteil im Geiste so gründlich vertan, daß wir des Wunders, der Gnade und der Stärkung durch eine neue Lichtgestalt bedürfen. Gutenberg, kehre wieder! Es ist ein großes Heilmittel vonnöten. Nach einem großen Heilmittel rufen wir.

RAFFAEL

Eine glückselige Seele, entbunden von den Fesseln ihres Leibes, flog behend mit dem Genius der Reinheit zum Himmel Iram, allwo dem Licht die Dämmerung fremd ist. Auf halbem Fluge hält sie inne. Und der Genius fragt sie: «Warum bleibst du also stehen? Welche Sorge übernimmt dich?» Sie antwortet: «Verzeih' mir, du Reiner! Mich hält ein Heimweh zurück.» Der Genius: «Ein Heimweh? Welch

anderes Heimweh könnte dich erfüllen, die du dich weichen Fluges aufgemacht zur strahlenden Ruhe in Ormuzd?» Die Seele: «Herr, ich bat dich ja schon, daß du mir verzeihst . . . Es ist das Gesetz der Schwere, das mir nicht aus dem Sinne will.» Vielleicht ist es dies Gesetz und diese süße Last, die wir im Angesicht von Raffael nicht vergessen können.

PASCAL

Wir begegneten am Eingang unseres Tals einem berühmten Fall des Mißlingens von Streben nach dem Himmel. Das war Lionardo. Und wir begegneten am Ausgang unseres Tals einem andern Menschen, der, je mehr er sich dem Himmel genähert, um so mehr der Erde mangelte. Das war Raffael. Mitten zwischen beiden begegneten wir einem Dritten, der uns mit Neid erfüllte, weil er ohne Preisgabe seiner selbst die Vollkommenheit darstellte. Das war Goethe. Aber nun scheint mir, daß er, seitdem wir ihn verließen, zu Stein, zur Statue geworden sei. Bleibt über allen ein Letzter, der unsere Tragödie von Extrem zu Extrem erkannte. Das ist Pascal mit seiner Formel vom Menschen: «Denkendes Schilfrohr!» Das Totenheer im Tale Josaphat ist nichts anderes als dichtgedrängtes Schilf im bleichen Mondenglanz.

KLEINE RUNDSCHAU

Gotthard Jedlickas Künstlerbildnisse

Livre des Masques — hat Remy de Gourmont einst seine Sammlung von Bildnissen zeitverwandter Dichter genannt.

Auch Gotthard Jedlickas Begegnungen¹ mit den berühmten Künstlern unserer Tage könnten diesen Titel tragen. Zumal, wenn wir an dessen tieferen Sinn denken, an die seelenverwandelnde Macht jedes großen künstlerischen Ehrgeizes. Denn das Unverwirklichte wirft einen verhängnisvollen Widerschein auf das Antlitz dessen zurück, der es mit ganzer Leidenschaft verwirklichen will.

Auf die Darstellungsweise von Jedlickas Künstlerbildnissen freilich würde Remy de Gourmonts vielsagender Titel nicht zutreffen. Wir finden bei ihm nicht

¹ Begegnungen, Künstlernovellen, Verlag Benno Schwabe, Basel.